



## Pangari

### Pangari

Vater erzählte mir viele Geschichten, als ich ihm noch zuhören durfte. Er erzählte von der Regenbogenschlange, die das Tal geformt hat, in das er geboren wurde und die Berge, die jeden Abend ihren Schatten auf den Bach werfen. Er erzählte von meiner Doppelgängerin im ewigen Traum, die meinen Urgroßvater und das Tal besuchen kann, wann immer sie möchte. Er erzählte von den Ritualen, die uns schon zu Lebzeiten an die Pforte des ewigen Traums führen konnten. Mutter setzte sich fast immer zu uns, wenn sie seine Stimme hörte. Sie lauschte ihm genauso gerne wie ich.

Bis der Protector kam.

Er fuhr mit einem staubigen Jeep vor und verlangte nach mir. Vater weigerte sich, die Sprache des Protectors zu sprechen, obwohl er sie verstand. Schließlich war es auch die Sprache der Bücher, aus denen Mutter mir vorlas, wenn seine Geschichten ein Ende fanden. Vater hob mich auf seinen Arm, als der Protector kam. Mutter weinte und schrie. Ich klammerte mich an Vaters Schulter. Es half nichts. Der Protector riss mich aus Vaters Armen und trat gegen Mutters Schienbein, als sie sich in die Tür stellte und ihn nicht vorbeilassen wollte. Im Auto band er mich mit einem Seil an den Sitz, weil ich sonst aus seinem Auto gesprungen wäre.

Als meine Augen leergeweint waren, drang die Stimme des Protectors in meine Gedanken. „Vergiss deinen Vater, der ist es nicht wert, dass du an ihn denkst. Wir machen einen Menschen aus dir. Sei froh, dass ich dich aus dem Elend hole. Jetzt lernst du die Zivilisation kennen. Das ist eine große Chance für dich.“

Er brachte mich in ein großes, helles Haus mit großen, hellen Bewohnern und einem kleinen, dunklen Zimmer im Keller, das mein Zimmer wurde. Tagsüber wusch ich die Wäsche, spülte das Geschirr und schrubbte die Bäder bis sie blitzten, abends lernte ich aus den Büchern, die sie mir gaben. Alle Bücher handelten von großen, hellen Menschen. Ich durfte zwar nicht mit am Tisch sitzen, aber das Essen schmeckte in der Küche genauso gut. Als ich zu groß für meine alten Sachen wurde, nähte ich mir neue Kleider aus den Stoffresten der Herrin. Ich gab mir Mühe, wie sie zu sein. Ich sprach wie sie, lernte, den Kopf zu neigen und den ewigen Traum zu vergessen. Manchmal lachte ich sogar.

Bis der Hausherr kam.

Zuerst zwang er mich nur, ihn auf eine Weise zu berühren, die mir falsch vorkam. Dann warf er mich auf die Matratze und tat mir weh. Nicht nur zwischen den Beinen, sondern auch im Herzen. „Vergiss alles, was in diesem Raum passiert, wenn du die Tür hinter dir schließt! Ein Wort zu meiner Frau oder einem der Wilden, und ich brenne dir die Zunge aus dem Mund.“

In den nächsten Monaten musste ich oft vergessen. Allerdings fand ich einen Weg, der mir das Vergessen erleichterte. Immer, wenn es ruhig wurde in dem großen, hellen Haus, schlich ich nach oben in den Salon, trank aus den Flaschen in dem Schrank, der verschlossen war. Ich wusste, wo der Schlüssel lag, weil ich im Salon immer sauber machte. Aus jeder Flasche nahm ich nur wenig, damit es nicht auffiel, aber es gab viele Flaschen in dem Schrank. Wenn zu viel fehlte, füllte ich den Rest mit Wasser auf.

Meistens setzte die Wirkung erst ein, wenn ich längst wieder in meinem Bett lag, aber es gab Ausnahmen. Einmal fand mich die Herrin morgens in dem großen Bad, das ich eigentlich nicht benutzen durfte. Sie roch meinen Atem und schlug mich, bis meine Lippe blutete. Von diesem Tag an wurde mein Zimmer nachts von außen verschlossen. Tagsüber wusch, spülte und schrubbte ich noch immer, aber ich lachte nicht mehr.

Bis der Polizist kam.



## Pangari

Nachbarn der Hausherrn hatten ihm von mir erzählt. Diesmal wurde ich in einen Streifenwagen gesetzt. Gefesselt wurde ich nicht. Nur den Sicherheitsgurt musste ich anlegen. Der Beamte erzählte mir, dass Leute wie ich längst nicht mehr ohne Bezahlung arbeiten müssten.

„Jetzt bist du frei und kannst ein neues Leben anfangen. Schau nach vorne, nicht zurück.“ Sein Lächeln wirkte sogar ehrlich. Er wies mir ein Zimmer im Wohnheim zu und beschrieb mir den Weg zur Sozialstation, wo ich mir jede Woche einen Teil meiner Entschädigung abholen konnte. In den ersten Wochen versuchte ich noch, Arbeit zu finden, aber ohne Ausbildung und Zeugnisse wollte mich niemand einstellen. In der Stadt lebten viel zu viele Menschen. Einige von ihnen wechselten die Straßenseite, wenn sie mir begegneten. Mein neues Leben bestand aus dem Zimmer und der Straße zwischen Supermarkt und Sozialstation.

Jetzt durfte ich selbst entscheiden, was und wie schnell ich vergessen wollte. Die großen Flaschen gab es im Supermarkt. Wann immer das Geld reichte, kaufte ich mir eine davon. In dem Heim wohnten viele wie ich. Manchmal vergaßen wir gemeinsam. Koora aus dem siebten Stock begnügte sich nicht mit den Flaschen. Das Zeug, das sie mitbrachte, rührte ich nicht an. Koora starb an einer Überdosis. Wir saßen im selben Raum und haben es nicht bemerkt, weil wir betrunken waren.

Wir wurden alle auf die Wache gebracht und mussten in einer Zelle übernachten. „Zum ausnüchtern“, sagte der Beamte, der mich schon einmal abgeholt hatte. Diesmal lächelte er nicht. Am nächsten Morgen wurden wir fotografiert, mussten Fingerabdrücke abgeben und bekamen eine Akte, in der etwas von unterlassener Hilfeleistung stand.

Ich beschloss, mein Zimmer nicht mehr zu verlassen und ließ mir die Flaschen von denen bringen, die sich noch auf die Straße trauten. Die Menschen in der Stadt sah ich nur noch aus meinem Fenster.

Bis der Therapeut kam.

Er faselte etwas von Wiedergutmachung und nahm mich mit in seine Praxis.

Jetzt sitze ich ihm gegenüber und kaue an den Fingernägeln. Er fragt mich, wo ich hingehöre. Ich weiß es nicht. Ich gehöre nicht an den Ort, an dem Vater und Mutter mit mir hausten. Auch Vater gehörte dort nicht hin. Man hat Leute wie uns an diesen Ort gebracht, weil das Land, auf dem wir zuvor gelebt haben, uns nicht gehörte. Das hat mir Koora erzählt. Sie war älter, als sie geholt wurde. Ich weiß, dass uns das Land nicht gehört, weil es niemandem gehört.

Ich gehöre nicht in das große, helle Haus mit den großen, hellen Bewohnern. Dort habe ich gelernt, mich wie eine von ihnen zu verhalten und wie eine von ihnen zu vergessen. Aber ich bin keine von ihnen und werde es nie sein.

Ich gehöre nicht in das Wohnheim in der Stadt. Das Zimmer habe ich mir nicht selbst ausgesucht, meine Nachbarn auch nicht. Dort, wo ich lebe, bin ich niemand. Es spielt keine Rolle, ob ich morgens die Augen öffne oder nicht.

Dann fallen mir Vaters Geschichten ein: Das Land, in das wir geboren werden, gehört uns nicht. Aber eine Familie bleibt immer für das Land verantwortlich. Wir alle sind dort gebunden, wo unsere Ahnen Zuhause sind.

Jetzt weiß ich, wo ich hingehöre. Ich muss das Tal finden, von dem Vater erzählt hat. Dort kann ich sesshaft werden. Dort kann ich endlich wirklich vergessen und anfangen zu leben. Dort kann ich Teil des ewigen Traums werden. Mein erster echter Neuanfang.

Ich erzähle dem Therapeuten von der Regenbogenschlange, die auf dem roten Felsen wohnt und die Welt formt. Ich erzähle ihm vom ewigen Traum, der Vergangenheit und Gegenwart vereint. Mein Name ist Pangari. In Vaters Sprache bedeutet das so viel wie Seele oder Schatten.



## Pangari

Am 13. Februar 2008 entschuldigte sich Premierminister Kevin Rudd in einer Rede vor dem australischen Parlament offiziell für die Zwangsentführungen und Erniedrigungen, die Mischlingskinder von Aborigines und weißen Australiern jahrhundertlang über sich ergehen lassen mussten.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).